

die Wirtschaft und die Lebenshaltungskosten der einfachen Afghanen haben werden“ und „zu dem profunden Gefühl in der afghanischen Öffentlichkeit beitragen, daß die internationale Gemeinschaft sich gegen sie gewendet hat und sie für die Aktionen der afghanischen Behörden (Anm. des Autors: gemeint sind die Taliban) verantwortlich hält“. Das deckt sich mit den Erkenntnissen einer UNOCHA-Studie, die prompt auf wütende Reaktionen in Washington und Moskau stieß.

Behalten die NGOs und UN-Agenturen mit ihren kritischen Bemerkungen Recht und bleibt entgegen entsprechender Zusagen, daß die humanitäre Hilfe trotz der Sanktionen weitergeführt werde, das Geld aus, hätte die Bevölkerung des Landes darunter zu leiden. Schon jetzt streitet sich Afghanistan mit Liberia oder Sierra Leone um den zweifelhaften Ruhm, auf der Entwicklungskala des UNDP den untersten

Platz einzunehmen. Die Statistiken sprechen eine beredte Sprache: Laut UN sind dreiviertel der 1,78 Millionen Einwohner Kabuls von Hilfsleistungen abhängig. Die Unterernährung afghanischer Kinder ist noch um ein Drittel schlimmer als im Durchschnitt der in der Kategorie der sogenannten *Least Developed Countries* (LDC) erfaßten weltweit ärmsten Länder. Die meisten dieser Kinder sind trotz entsprechender UN-Impfkampagnen noch nicht gegen die wichtigsten Krankheiten immunisiert. Die Kindersterblichkeit ist selbst im Vergleich zum relativ hohen südasiatischen Durchschnitt doppelt so hoch wie im Rest der Region. Ganze fünf Prozent der Bevölkerung haben Zugang zu sauberem Wasser - im LDC-Durchschnitt sind es 61 Prozent.

(Originaltext der Resolution des UN-Sicherheitsrats in den „Gelben Seiten“)

Volleyball nur bis zum Nachmittagsgebet

Beobachtungen in Afghanistans Hauptstadt

von Jan Heller / Kabul

Während sich die Sonne fahl durch den morgendlichen Dunst kämpft, strebt Kabuls werktätige Bevölkerung ihren schlecht bezahlten Arbeitsplätzen zu. Bis über die Nasen in wärmende Decken, so genannte *Pattus* (eine örtliche Variante des französischen *Paletot*) gehüllt, radeln sie zu Marktständen, in staatliche Büros und auf Baustellen. Dahin traben auch die einachsigen Eselskarren, die bereits angerührten Zement transportieren. Dazwischen wenige Autos, meist in einem Zustand, der jeden TÜV-Angestellten in Deutschland zum Herzinfarkt treiben würde. 500.000 bis 600.000 Afghani - das sind um die 15 Mark monatlich - erhalten Staatsangestellte. Zwar reicht das weder vorn noch hinten, um eine Durchschnittsfamilie durchzubringen, aber wenigstens wird man regelmäßig bezahlt - und hat die Entlassungswelle im Frühjahr überstanden. Bis zur nächsten, von der bereits Gerüchte die Runde machen. „Schlanker Staat“ à la Taliban. Im Dezember ist endlich der Winter in Afghanistan eingezogen. Erstmals seit drei Jahren ist wieder ziemlich viel Schnee gefallen. Kabul ist von einem malerischen Ring beschneiter Berge, den Ausläufern des Hindukuschs und des zentralen Hochlandes Hazaradshat umgeben. Auch die Kette des Spinghar (Weiße Berge) macht ihrem Namen wieder alle Ehre. Während die kalte Jahreszeit den Menschen in der zerstörten Stadt weitere Härten auferlegt, tanzten sie beim ersten Schnee doch auf den Straßen. Schnee auf den Bergen - das bedeutet Schmelzwasser im Frühling und Sommer und Bewässerung für die Felder nach drei Dürrejahren. Allein im letzten Herbst waren durchschnittliche Ernteverluste von 75 Prozent zu verzeichnen. UN-Agenturen rechnen mit 500.000 bis einer Million Menschen, die trotzdem im nächsten Jahr akut von Hunger bedroht sein werden. Erst am Montag rechnete die

Chefin des *World Food Programme*, Catherine Bertini, auf einer Pressekonferenz in New York Afghanistan zu den Brennpunkten des Welthungers, verursacht durch den „alarmierenden Trend, das die ärmsten Nationen gleichzeitig von umweltbedingten und von Menschen heraufbeschworenen Katastrophen getroffen werden“. Mit anderen Worten: Krieg und Hunger sind zwei Seiten der selben Medaille.

Geld ist knapp

Zwei Hazara - vielleicht Wanderarbeiter aus dem verschneiten Zentral-Afghanistan - zerren einen Transporteinachser mit verrostetem und von Schüssen durchsiebtem Wellblech durch die Hauptstraße der Kabuler Neustadt. Das sind Überreste eines der Frachtcontainer, die in diesem 22-jährigen Krieg so vielfältig eingesetzt wurden: vom Behelfsladen bis zum Behelfsgefängnis. Dieser ist wie so viele wohl schon vor einigen Jahren der Schießwut der siegreichen Mujaheddin zum Opfer gefallen, die sich damals einen Sport daraus machten, die Blechbehälter mit Panzerfäusten in die Luft zu jagen. Die beiden spärlich barteten Männer mit den mongolischen Gesichtszügen werden die Bleche wohl zum Zwischenhändler schaffen, der dann einen Transport in die pakistanischen Altmetallschmelzen zusammenstellen wird. Kinder ziehen umher und versuchen, bunte Luftballons oder Zigaretten zu verkaufen. Auch ein paar Frauen, vorschriftswidrig ohne männliche Begleitung, sind unterwegs - „natürlich“ verschleiert. Die meisten Geschäfte haben geöffnet, mit den selben spärlichen Auslagen und dem selben dünnen Kundenstrom wie immer. Geld ist knapp, und der Kurs des Afghani hat ungeahnte Tiefen erreicht: 74.000 werden jetzt

auf dem Geldbasar für einen US-Dollar gewechselt. Im Zuge des weiteren Währungsverfalls steigen die Preise für Lebensmittel weiter. Ein 100-Kilo-Sack Weizenmehl kostet heute 920 Rupien pakistanische Rupien, die anstelle der lokalen Währung Afghani trotz Verbots durch Mulla Omar weiter überall als Zahlungsmittel gern genommen werden. Ende Dezember waren es noch 700 Rupien. Das entspricht einer Preissteigerung von über 30 Prozent. Ein Student meint, das hänge mit den neuen Sanktionen zusammen, die der UN-Sicherheitsrat vor Weihnachten gegen die Taliban verhängte und die am 18. Januar in Kraft getreten sind. Er gibt aber zu, daß einige Händler aus den sich darum rankenden Gerüchten Profit schlagen, in dem sie Waren künstlich verknappen und damit die Preise manipulieren. Aber nirgends in Kabul ist Hektik auszumachen. Auch bei den Taliban nicht, die im Straßenbild nicht mehr auffallen als sonst auch. Nur manchmal braust einer ihrer typischen Hilux-Pickups mit aufgeblendeten Scheinwerfern und ohne Rücksicht auf sonstige Verkehrsteilnehmer - gern auch gegen die Richtung der Einbahnstraßen um Kabuls Neustadt herum - vorüber.

Beten vor Ballspielen

Andere haben sich im winterlich kahlen Shahr-e Nau-Park als Zuschauer zum Volleyball eingefunden. Manchmal spielen sie auch selbst, aber nur untereinander. Volleyball war in Afghanistan schon immer ein beliebter Sport, und die Schüler der einst (west-) deutschen Amani-Schule, die sich hier eingefunden haben, würden auch im deutschen organisierten Spielbetrieb durchaus mithalten können. Kurz vor vier begannen sie, auf die Uhr zu sehen. „Noch zehn Minuten“. Dann ist es Zeit für das Vier-Uhr-Gebet. Denn der neue Chef des Olympischen Taliban-Komitees, der frühere Chef der berüchtigten Religions- und Sittenpolizei Amr bi-l-Maaruf, Mulla Kalamuddin, hat angeordnet, daß dann alle sportlichen Wettkämpfe zu enden haben. Bisher hält man sich daran, aber andere Verbotsdekrete wie gegen Fußball und Drachensteigen sind im Laufe der Zeit mehr und mehr dem Vergessen anheim gefallen. Nach der Ursache für die Verschärfung der Regeln befragt, weicht ein Zuschauer einer politischen Antwort aus und meint nur: „Die setzen eben die Sharia (d.h. das islamische Recht) durch“. Und da geht Beten vor Ballspielen. Beim Weitergehen winken mir von der gegenüberliegenden Straßenseite ein paar Taliban zu, die ein „Büro der Sicherheit“ bewachen. Sie langweilen sich und haben Gesprächsbedarf. Da kommt ein *khariidshi*, Ausländer, gerade recht. Nachdem alle Hände geschüttelt und beste Wünsche fürs Befinden sowie nachträglich zum Id ausgetauscht sind, kommen die üblichen Fragen über Woher, Wohin und Arbeit. Doch das Gespräch hält sich nicht lange dabei und der Politik auf und nimmt bald die normale Wendung: Ob ich sie mit nach Deutschland nehmen oder wenigstens einen Paß besorgen kann. Überraschenderweise trifft man auf wenig Feindseligkeit. Die drohenden UN-Sanktionen sind auch sonst nicht gerade das Stadtgespräch. Ein Intellektueller meint, den meisten Leuten sei sowieso das Wort unbekannt oder sie würden nichts Genaueres darüber wissen.

Sie seien nur interessiert, Geld und Essen aufzutreiben. Dann meint er allerdings, die Sanktionen würden eben doch die normalen Leute treffen, wie durch den erwähnten Preisanstieg. Bei der nicht verwunderlichen Unwissenheit verfährt aber auch die Taliban-Propaganda leicht, die natürlich nicht die eigene Politik - das Beharren auf einer militärischen „Lösung“ des Konflikts und die Beherbergung des gesuchten Islamisten-Führers Usama bin Laden - als Ursache für die Strafmaßnahmen verantwortlich macht. Was Usama betreffe, seien die meisten Afghanen der Meinung, daß er aus Afghanistan verschwinden solle, mehr noch aber, daß nicht ein ganzes Volk wegen eines Mannes zur Zielscheibe gemacht werden sollte. Die Fraktion „Usama ist unser Gast - Hände weg von ihm“ scheint sich eher in der Minderheit zu befinden. Aber auch die USA kommen nicht gut weg. Sie würden nur an Usama denken und sich sonst wenig um Afghanistan scheren. Sie sollten auf das Taliban-Angebot eingehen, ihn in einem Drittland vor ein gemischtes Gericht aus islamischen und westlichen Richtern zu stellen.

Ein „Arab“ beim Grünen Tee

Mittags im Restaurant „Shahr-e Nau“ (Neustadt). Vor einem knappen halben Jahr frisch errichtet und gestrichen, macht es dem schräg gegenüber liegenden „Herat“-Restaurant Konkurrenz, bislang der einzige empfehlenswerte Anlaufpunkt für die ausländischen UN- und NRO-Mitarbeiter in der Stadt. Außen von knallgrünen, blauen und roten Leuchtstoffröhren illuminiert, wirkt es recht einladend. Im Hauptsaal, in dem nur Männer zugelassen sind, kann man an Vierer- oder Zehnerstischen mit Plastiktischdecken auf Stühlen oder auf einem erhöhten Podium traditionell auf Teppichen sitzen. Von einem Vorhang abgeteilt wird das Familienzimmer, in dem Männer mit ihren Frauen und Töchtern sitzen können. Das Restaurant ist gut gefüllt: mit ein paar jungen Männern im weißen *Shalwar-Kamiz*, der ortsüblichen Bekleidung aus weiter Hose und knielangem Hemd, darüber Filzwesten oder Second-Hand-Jacken westlichen Fabrikats, distinguierte Herren mit weißem Bart und auch ein paar junge Taliban mit schwarzem Turban. Am Nebentisch schaufelt ein Jüngling mit bunter Tajiken-Mütze Kebab-Stückchen und *Chips* (Pommes Frites) in sich hinein, während er ab und zu einen tiefen Schluck aus seinem Trinkjoghurt-Glas nimmt. Neugierig beäugen uns einige Anwesende, aber bald sind wir unbeachtet. Als wir unser Mahl beenden und gerade beim obligatorischen Grünen Tee sitzen, erheben sich die Gäste von einem der Teppich-Sitzplätze. Ein junger Mann in einheimischer Kleidung, mit dunkler Gesichtsfarbe und fusseligem Vollbart, starrt uns an. Doch auf unseren Gruß reagiert er ungehalten, spitzt die Lippen und deutet ein Spucken in unsere Richtung an. Einer der Kellner beugt sich mit Verschwöreriemiene zu uns herab und sagt nur leise: „Arab“. Offenbar handelt es sich um einen jener sagenumwobenen arabischen Islamisten, die auf der Seite der Taliban kämpfen. Als der unfreundliche Gast das Restaurant verläßt, tippt sich der Kellner nur mit dem Finger an die Schläfe. Ein paar Gäste nicken zustimmend.